

ERWIN JAVOR
ICH BIN EIN ZEBRA ★
EINE JÜDISCHE ODYSSEE



Amalthea
Verlag

Besuchen Sie uns im Internet unter: amalthea.at

© 2017 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT

Umschlagmotiv: Anas Abdurrahman/designhill.com

Zeichnung Nachsatz: Martin Holt

Lektorat: Maria-Christine Leitgeb

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11,75/16,25 pt Adobe Caslon Pro

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-092-7

eISBN 978-3-903083-76-9

»... und Lächeln ist das Erbteil meines Stammes.«

FRIEDRICH TORBERG

Inhalt

Vorwort 9

Oj! Vom Shtetl nach Budapest 12

Mit einem Schlag ist alles anders 24

Nach dem Krieg – und wieder von vorn 27

Der eigentliche Plan 30

Ein Jude wird geboren 31

Beschneidung – Brith Milah 32

Erwachsen werden – Bar Mitzwa 33

Heiraten – Chassene 35

Familie – Mischpoche 43

Sterben – Chewra Kadischa 54

Pax heißt nicht Friede – von Budapest nach Wien 58

Eva 62

Holz und gestickte Blusen 66

»Shtetele« Wien 68

Ein Gott, mit dem man verhandeln kann 96

Mein Vater und ich 117

Wie man seinen Lebensunterhalt
verdient 137

Shtetlkunde – Die praktische Anwendung 144

Erfolg und Misserfolg 155

Preis des Erfolgs 160

Luxuszores – Hypochonder wie du und ich 162

Die Tür in der Außenmauer 169

Integration und Paradoxon 169

Identitäten, so viele Identitäten 172

Wir und die Gojim 176

Happy End? 195

Halt mir das Kamel!

Wien – Israel – Wien 200

Israel ist ein ganz normales Land,
aber nur fast 212

Tel Aviv Alltag 215

Men kennt lejbn, ober men losst nischt 220

Postscriptum – Dichtung und Wahrheit 222

Kleines Schtetl-Lexikon 233

Vorwort

- Treffen sich zwei Freunde. Sagt der eine: »Ich hab' einen neuen Witz für dich.« – »Neuer Witz?«, entgegnet der andere mit tieftrauriger, gelangweilter Miene. »Ich kenne schon alle Witze, du hast mir doch nie einen neuen erzählt, und wenn, dann hast du ihn nicht verstanden und völlig falsch erzählt.« – »Aber den kennst du sicher noch nicht: Fahren zwei Juden mit der Eisenbahn ...«

Der andere unterbricht ihn genervt: »Also jetzt hör schon auf. Immer diese jüdischen Witze. Gibt es keine anderen Länder? Gibt es keine anderen Völker? Gibt es keine anderen Religionen? Gibt es keine anderen Kulturen? Immer, immer wieder Juden, Juden und jüdische Witze! Ich kann es nicht mehr hören!«

Das sieht der andere ein und fährt fort: »Also gut. Fahren zwei Chinesen mit der Eisenbahn, sagt der Blau zum Grün ...«

Ich schreibe über Dinge, die mich bewegen, und es ist mir bewusst, dass ich eigentlich immer nur über zwei Themen schreibe. Erstens darüber, was gewisse Nichtjuden den Juden antun. Zweitens darüber, was gewisse Juden den Juden antun. Manchmal denke ich mir, es muss doch noch ein drittes Thema geben. Drittes Thema. Dritter Mann, Dritte Welt, dritte Zähne, drittes Lager, Drittes Reich. Themenwechsel!

Aber welches Thema? Es muss doch irgendetwas geben, das

nichts mit Juden zu tun hat! Ja, genau. Weihnachten. Da wird zwar die Geburt eines Juden gefeiert, aber wir wollen ja nicht kleinlich sein. Das berühmte Lied »White Christmas«, die meistverkaufte Single aller Zeiten, hat übrigens Irving Berlin geschrieben, der eigentlich Israel Isidore Beilin hieß.

Also gut, ich gebe auf. Es gibt kein drittes Thema.

Dieses Buch ist eine Liebeserklärung an meine verstorbenen Eltern und ganz besonders an meinen Vater, weil ich dank ihm noch Zeuge der Reste einer heute verlorenen Welt bin. Ich möchte die Erinnerung an die untergegangene Welt der Ostjuden, die ich noch in mir trage, am Leben erhalten. Sie setzt sich in meinem Leben auf meine Weise und im Leben meiner Kinder auf ihre Weise fort.

Was gibt es hier zu lesen? Jüdische Witze? Ja, auch, aber nicht nur. Der jüdische Witz gilt als etwas Besonderes. Die Bibliotheken sind voll mit Erklärungen, warum das so ist. Sogar Sigmund Freud hat über den »Witz und seine Beziehung zum Unbewussten« geschrieben. Der hohe Anteil an Juden unter Komikern ist vermutlich auch kein Zufall.

Für mich sind die essenziellen Elemente, die den jüdischen Witz zu dem machen, was er ist, zunächst einmal seine Kraft als Vehikel des Widerstands gegen Antisemitismus und Verfolgung, aber auch gegen alle anderen widrigen Umstände des Lebens. Gegen übermächtige Gegner und Umstände lässt es sich nur gewitzt kämpfen – das wissen wir schon seit David und Goliath. Typische Facetten dieses Humors sind Selbstironie, aber auch Selbstzweifel, Selbstkritik und kreative Lösungen.

Hier gibt es aber nicht nur Witze zu lesen, sondern auch wahre, vor allem persönliche Geschichten über deren Nährboden. Jüdische Geschichte ist der Hintergrund des jüdischen

Witzes, der ohne sie nicht so entstanden und geworden wäre. Deshalb entwickelt er sich auch immer weiter. Dieselben Geschichten, die mir mein Vater erzählt hat, gibt es in Varianten meiner Generation und in wieder neuen Varianten der Generation meiner Kinder und in europäischen, amerikanischen oder israelischen Abwandlungen. Es besteht wenig Gefahr, dass der jüdische Witz aussterben wird. Erst wenn die jüdische Erzähltradition humorlos wird, geht es den Juden vielleicht endgültig und überall gut, dann erst wird der jüdische Witz aussterben. Damit könnte ich gut leben.

Wer soll dieses Buch lesen? Ich stelle mir ganz unterschiedliche Leser vor, die Freude daran haben könnten: Nicht-Juden, die sich für die jüdische Kultur interessieren und wenig Gelegenheit haben, Juden kennenzulernen. Ich gehe auch davon aus, dass Juden sich für dieses Buch interessieren, obwohl ich schon ein mulmiges Gefühl habe, wenn ich an ihre Reaktion denke. Zuerst werden sie behaupten, sie kennen viel bessere Witze, Anekdoten und Typen. Ich höre sie schon: »Den hättest du schreiben sollen!« Dann werden sie mir erklären, was ich alles falsch erzählt habe. Aber was soll's? Juden sind sowieso schwer zu unterhalten:

- Ein Zirkusartist steht auf dem Kopf auf dem Sattel eines Einrads ohne Netz auf dem Hochseil und spielt dabei Geige. Das Publikum ist verzückt und begeistert. Aber nicht alle. Voller Herablassung sagt der Blau zum Grün: »Yehudi Menuhin ist der keiner!«

Im Übrigen ist es das beste Buch, das ich je geschrieben habe, aber Yehudi Menuhin bin ich keiner.

Oj! Vom Shtetl nach Budapest

Das Shtetl ist, mit Sehnsucht verklärt, im kollektiven jüdischen Gedächtnis immer noch präsent. Auch und besonders jene, die es verdrängen wollen, als Ballast empfinden und über lange Strecken hinweg vergessen, tragen es weiter in sich. Mein Vater konnte mir noch davon erzählen. Durch die Sprache, Jiddisch, durch seine Geschichte und seine Geschichten, durch die Art, wie diese mich geprägt haben, ist und bleibt ein Teil von mir dort verhaftet. Wie bei den Generationen vor mir werden diese alten Geschichten durch mein eigenes Leben gefiltert und entstehen so immer wieder neu.

Also, reden wir einmal kurz über die Juden.

Die versunkene Welt des Shtetl war eine harte, erbarungslose Lebenswelt. Aber gerade daraus entstand, was heute zahllose Wälzer über den jüdischen Humor füllt. Wieso ist gerade der so lustig? Weil hinter jeder guten Pointe wie bei jeder guten Komödie eine Tragödie steht.

Ein Blick zurück, und ich bin in Tarnopol und Jablonica. Ich bin 1947 in Budapest zur Welt gekommen und habe das Shtetl nicht mehr selbst erlebt. Auch meine Mutter ist bereits in der Großstadt, in Budapest, geboren. Aber ich fühle das Leben im Shtetl, sehe es vor mir, höre die Geräusche und Stimmen, die Muttersprache, die Mameloschn, rieche den Scholet, den schweren Bohneneintopf, schmecke die trockenen Mazzes, spüre die bittere Not, die Starre der Angst ums nackte Leben und die Kälte der Mörder, die immer nah waren.

Ich spüre aber auch den Zusammenhalt, den Überlebenskampf, das Gottvertrauen, den Bildungshunger und die Hoffnung auf ein besseres Leben für die Kinder. Immer.

Markus Mordechai Engelstein, wurde als Sohn von Dvora und Eli Engelstein, Forstwirt und Holzhändler, am 23. Juni 1911 in Jablonica in Ostgalizien geboren – sofern das überhaupt stimmt. Es war im Shtetl nämlich vorausschauend üblich, genau zu überlegen und zu diskutieren, wann Geburten eines Sohnes den lokalen Behörden gemeldet werden sollten, um dem Buben eine Zukunft beim Militär und somit den drohenden Verlust der jüdischen Identität und Traditionen zu ersparen:

- Eine Schwangere kommt zum Rabbiner. »Was soll ich tun? Wenn es ein Bub wird, wann soll ich es melden? Was gebe ich als Geburtsdatum an?« Der Rabbiner schüttelt verständnislos den Kopf. »Ich verstehe die Frage nicht.« – »Falls ich das Kind älter mache, kommt der Bub zu früh für sein Alter zum Militär. Und wenn ich ihn jünger mache, als er ist, dann hat er vielleicht schon Frau und Kinder, wenn er eingezogen wird. Also was soll ich tun?« – »Dann sag doch die Wahrheit!«, bot der Rabbiner als alternative Vorgangsweise an. Die Schwangere war hochofren: »Auf die Idee wäre ich nicht gekommen!«

Als Eli Engelstein in der niederösterreichischen Kaserne Wölkersdorf zum k.u.k. Soldaten in kaiserlichen Diensten ausgebildet wurde, war Ostgalizien noch Teil Österreich-Ungarns und gehörte später zu Polen. Sein Sohn Markus wurde allen elterlichen Bemühungen zum Trotz als polnischer Ulan einberufen.

Man hatte ihn wie alle anderen Burschen im Schtetl vor der Musterung angehalten, sich zu »plagen«, also nichts zu essen und einige Nächte lang nicht zu schlafen, um möglichst überzeugend krank zu erscheinen und dem Militärdienst entgehen zu können. Aber das gelang nicht. Markus Engelstein war tauglich, und es gefiel ihm sogar beim Militär. Die Pferde, der Kraftsport beim Drill, eine eher untypische Alltagsbeschäftigung für einen jungen, unverheirateten Juden, einen Bocher, fingen an, ihm Freude zu machen. Zur Überraschung des ganzen Schtetl verlängerte er sogar freiwillig seinen Dienst um ein weiteres Jahr. Markus war nicht nur der Größte und Kräftigste in der Familie, sondern auch im Vergleich zur nicht-jüdischen Dorfbevölkerung eine stattliche Erscheinung. Also hieß er »der Lange«.

Sein Bruder Pinkas war das schwarze Schaf der Familie. Er wollte aus der Starre der religiösen Traditionen ausbrechen, ging mit nicht-jüdischen Mädchen aus, feierte öfter, als er betete, und war selbstbewusst genug, um vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mit gefälschten christlichen Papieren zur polnischen Armee zu gehen und einen Nicht-Juden zu spielen.

Der dritte Bruder, Max, war in seiner Jugend ein talentierter Fußballer und stand im Tor einer Regionalmannschaft. Er war der Begabteste der Familie, schrieb Gedichte und war hochmusikalisch. Zunächst ging er nach Wien, um Medizin zu studieren, wurde später aber ein beliebter Kantor in Warschau.

Karol, der jüngste der Engelstein-Brüder, sollte mit seinem Bruder Markus noch mehr gemeinsam haben, als sie sich in ihren schlimmsten Albträumen ausdenken hätten können.

Bis zu Hitlers Machtübernahme führte die Familie Engelstein ein fast normales jüdisches Leben. Markus, seine drei Schwestern und drei Brüder gingen Seite an Seite mit den

Kindern polnischer und huzulisch-ukrainischer Nachbarn in die Dorfschule, die Buben gleichzeitig in die religiöse Schule, den Cheder, und danach kam das Militär für die Buben und der Heiratsvermittler, der Schadchen, für die Mädchen.

Zwei der Töchter wurden schon in den 1920er-Jahren nach Amerika geschickt, um ihre Chancen zu verbessern, eine gute Partie zu machen und ein besseres Leben zu finden. Die dritte Tochter wurde von den Nazis ermordet.

Markus sollte später – ein gefühltes ganzes Leben später – mein Vater werden.

Die achtköpfige Familie Kister kam ursprünglich aus Tarnopol in Ostgalizien. Sie ging wie viele Juden Ende des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach einem besseren Leben nach Budapest und begann – mit nichts – von vorne. Die Mutter und die fünf Töchter schufen eine Existenzgrundlage für die Familie und waren über viele Jahre hinweg als Marktfahrerinnen in ganz Ungarn unterwegs, während das Familienoberhaupt und der einzige Sohn der Shtetl-Tradition verbunden blieben und sich in das Studium der Torah vertieften.

Eine der fünf Kister-Töchter, Ernestine, heiratete später Salomon Schmuel Schwarzthal. Ihr erstes Kind, Rose, kam am 20. Juli 1912 in Budapest zur Welt, einige Jahre danach ihr Bruder Marzi.

Rose sollte später meine Mutter werden. Sie und ihr Bruder wuchsen in Budapest in einer behüteten bürgerlichen Welt auf. Ihre Mutter Ernestine hielt die raue Marktfahrerwelt, die sie selbst als Kind kennengelernt hatte und mit der sie auch ihre eigene Familie ernährte, bewusst von ihren Kindern fern. Sie sollten es besser haben, sollten eine ganz andere Welt erleben.